

Schreiberhau.

Don (Nachdruck verboten.)  
Victor Auburtin.

Den feinen Herrschaften, die jetzt nach dem Riesengebirge reisen, um dieses Riesengebirge als ein Sportmittel und für ihre persönliche Hygiene zu benutzen, diesen Herrschaften sei ein Rat und Wink erteilt. Wenn der D-Zug sich der Stadt Hirschberg nähert, sollten sie für einen Augenblick aus dem rechten Fenster des Speisewagens sehen, in dem sie zu dieser Zeit vermutlich beim Kaffee mit Apfeltorte sitzen dürften. Es ist ja gegen fünf Uhr, wenn die Dämmerung beginnt. Dann steht das schlesische Gebirge wie ein großes Nebelstück hinter der Ebene, und über dieses Gebirge fließt, dicke, große Dämonen, die tief herunterfallen; genau so, als seien Steppeden unendlich über ein Bett geworfen. Man fragt sich, wie dort oben Dörfer unter diesen Dämonen atmen können; doch ist hier, und da ein Streifen Lichter, goldener Seide als ein Rest des Abendrotes trotzdem über das Phänomen gelegt. Wie im ganzen Jahre sieht das Gebirge so gefährlich aus wie jetzt im Winter und in der Dämmerung. Und dieser Augenblick ist für den, besonders für Leute, die vor fünf oder sechs Stunden an der Berlinia auf dem Alexanderplatz, Berlin C. vorübergekommen sind.

Aber als ich mit der Gebirgsbahn hinauffuhr, stand da auf dem Bahnhofsplatz ein großer, geschlossener Güterwagen, an dem die Inschrift „Vorichtig verfahren!“ angebracht war. Denn auch in der Erhabenheit der Natur kann das Gefühl dieser bemagten Zeit nicht ganz aufhören und geht weiter, wo man sich auch befindet. Und Vorichtig ist in der Tat dabei dringend zu empfehlen.

Soweit hat der Beobachter bald heraus: in Schreiberhau da oben wird der Winterport ernst genommen. Mitten im Ort, zwischen Königs Hotel und den Schenkensteinen, kann man Leute mit Ski begegnen. Sie bewegen sich nur schwerfällig vorwärts und rudern langsam mit ihren großen Schuhen auf den Anfrischkartenselben zu. Man geht ihnen lieber aus dem Wege, denn auch für Schreiberhau gilt das Gesetz, daß der Winterport besonders gefährlich für die Leute ist, die ihn nicht betreiben. Manchmal sieht man einen langen Vögelichflügel am Wege stehen. Das ist ein sehr gelehrte Sache mit Schrauben und Bremsen, zu denen viel Aufwand gehört; der wirkliche Winterportler schikdirt mit dem Gehirn.

Gerodet wird überall, mit Vorliebe auf jener Verkehrsstraße, an der die Behörde zwei große Lasten mit folgender Inschrift angebracht hat: „Verboten ist jedes Befahren der Fußwege. Aber auch das mit Handwagen, Mähern, Fahrern und Schlitten aller Art. Verboten ist ferner Schneeschuhlauf, Viehführen und Wädhreiben. (Vergleiche die Polizeiverordnung vom 15. August 1914.) Der Amtsvorsteher.“

Geru hätte ich mir diese Polizeiverordnung vom 15. August 1914 gekauft, um zu erfahren, womit ein Weg sonst noch befahren und was sonst noch verboten werden kann. Aber es war gerade Sonntag und die Geschäfte waren geschlossen.

Und so werde ich nie wissen, welche Sorgen der Amtsvorsteher von Schreiberhau am 15. August 1914, elf Tage nach Ausbruch des Krieges, beschäftigt haben.

Ja, man redet sogar gleich vom Bahnhof bis herunter zum Gasthof im Ort. Von den Hotelportiers, die auf den Zug warten, hat jeder seinen Rodelschlitten bei sich, auf dem er das Gepäck des Reisenden oder den Reisenden selbst den Berg hinauf nach Schreiberhau zu befördern gedenkt. Ist kein Reisender angekommen, so legt der Portier sich selbst auf seinen Schlitten und sauft pfeifflüchel und bestimmt den Berg hinunter.

Als ich ankam, rodelten alle Portiers selbst. Und das ist ein Anblick, der den Wanderer mit Freude erfüllt; ein Ort, in dem die Hotelportiers rodeln, ist leer und billig.

Hier im schlesischen Gebirge ist es zwischen Weihnachten und Neujahr — als noch gar kein rechter Schnee für den Sport vorhanden war — sehr voll und sehr teuer gewesen. Es wurde jeder Preis geboten und jeder Preis bezahlt. Demals gab es die ganz großen Festlichkeiten, von denen viel gesprochen wurde und über die das Volk hier im Gebirge jagte: „Man müßte einmal mit den Rodelschlitten dazwischen fahren.“

Als dann der Schnee kam, ist diese Art von Sportsmen verschwunden und seitdem gibt es erträglichere Preise. In Königs Hotel in Oberkehrhau zählt man für die Nacht ungefähr 1800 Mark. Das Mittagessen kostet 1500 Mark, so daß Leute, die es verstehen, vielleicht mit 5000 Mark am Tage durchzufahren können. Leute, die es nicht verstehen, sollten sich auf zwölf Taufendmarktheine einrichten.

Überall gibt es Verordnungen und Lieberaufrufe. In einem Hotel (nicht in Schreiberhau) wurde mir des Morgens diese Rechnung präsentiert: Kogis: 1500; 15 Prozent Abkötung: 225; Summa: 1725. 10 Prozent Abkötung: 172,50; Aufenthaltsgeldgebühr: 20; Summa von allem: 1917,50.

Das heißt jenseitig ist etwas von Zahlen verstanden; erst kommt das Zimmer, dann die Abkötung des Zimmers, dann die Abkötung von der Abkötung und dem Zimmer zusammen. Sinterher noch ohne Rechnung einen Kaffee mit zwei Eiern 900 M. Und da habe ich nicht erst gefragt, ob das nur die Eier sind, oder schon die Abkötung der Eier und die Abkötung von der Abkötung der Eier zu den Eiern geschlagen.

Die Hosen dieser Damen fangen an, mir zum Halbe herauszukommen.

Drei Tage bin ich jetzt in dem winterlichen Sportgebirge, und vermag es kaum anzuspüren, welches Heimweh ich nach einem weichen Rock empfinde; welche Wut gegen diese Tracht, die alle Reize eines jungen Mädchenkörpers entstellt, alle Schreden einer älteren Spinnwebtülle zur Kenntnis bringt.

Man entdeckt, daß es mondäne Damen gibt, die nur aus einem Kopf und zwei Beinen bestehen, und andere, die keine Beine haben. Dieses Gebreden wird zu Hause durch allerlei Befänge verwickelt. Hier gibt es im Zoo-Raum, und lacht sich an, und ist heimlich.

Wenn die Menschheit immer in Sportorkistimen herumgewandelt wäre, sie hätte längst aufgehört, sich fortzupflanzen und da zu sein.

Die Einwohnerschaft Schreiberhau besteht jetzt zur Hälfte aus Winterbesuchern, Charlottenburgern und Berlinern; die andere Hälfte ist wie überall in diesen Winterorten, Wandwirtschaftsleute aus der schlesischen Provinz.

Einige Tschechen und Polen; gar keine Engländer. Die Fremden kennen den Winterport noch nicht und kommen nicht her; und das gut so.

Was die amerikanische Regierungsbücherei leitet.

Bücherbeschaffung für alle Gebiete des Wissens.

Eine Postkarte genügt.

Zu einer alltäglichen Strophenreimung Berlins gehören die schwarzlackierten Autos mit der eigenartigen Karosserie, auf der in großen Buchstaben das Wort „Reichsdrucker“ zu lesen ist. Sie stehen in dem Verdacht, die neuesten Pakete von Zin- und Zehntausendmarktscheinen zu enthalten und so rasch wie möglich unter die Leute zu bringen. Die Autos der Reichsdrucker fallen aber nicht nur vor den Banken; viel häufiger sieht man sie vor den Eingängen zu den Ministerien, anderen Behörden und den Parlamenten. Die Maschinen der Reichsdrucker werfen auch die ungezählten Gesetze, Verordnungen, amtlichen Zeitschriften und Broschüren heraus, deren Umfang und Menge auch in den Zeiten der Papierknappheit und der Druckverengung eher zugenommen als sich verringert hat. Damit ist dann aber die Tätigkeit der Reichsdrucker auch vollkommen erledigt.

Populär ist die Reichsdruckerlei aber selbst nicht durch die erstmalige Lastgabe geworden, das sie, verglichen mit ihrer Höchstleistung von 1921, heute 5000 Prozent Papiergeld wöchentlich mehr herausbringt. Populär ist auch der Reichsdruckerlei der Vereinigten Staaten, das Government Printing Office. Aber gerade das, was den Hauptteil der Tätigkeit unserer Reichsdrucker ausmacht, Geld und Staatspapiere, druckt das Government Printing Office nicht. Und doch spricht man von ihm und verehrt man mit ihm von New-York bis in die entfernten Winkel der ungenutzten Landmasse, die uns als die Vereinigten Staaten von Nordamerika bekannt sind, bis an die Grenzen der Inhaberterritorien.

Das Government Printing Office ist in größtem Ausmaße tatsächlich eine Staatsdruckerlei eine Anstalt, die für jeden Staatsbürger arbeitet, weil sie die Ergebnisse ihrer Arbeit an jeden Staatsbürger herantreibt. Ebenso wie in den Vereinigten Staaten, vielleicht in noch bedeutenderem Ausmaße, wird in Deutschland an jedem Tage, in jeder Minute in den Kernen und Behörden, in den Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten, in den Archiven der Großbanken und Industriezweigen neues Wissen, das Ergebnis neuer Forschungen, neuer Erfahrungen, interessanter Unterludungen, kostspieliger Auslandsreisen aufgeschrieben. Wertvolles Wissen aller Art ist da, aber wer weiß etwas davon, wer verbreitet es? Einzelne im glücklichsten Falle sofort; aber nur für sich oder für einen beschränkten Kreis ihrer Auftraggeber. Einzelne vielleicht nach Jahren und Jahrzehnten, die sich durch ihre Ausgabungen einen reich vererbten Ruhm schaffen. In Deutschland und anderen Ländern des Kontinents gibt es beinahe schon als wissenschaftliche Arbeit, wenn jemand in den verstaubten aufgeschriebenen Wissensschatzen herumstöbert und dann nur Inhaltsverzeichnis dessen gibt, was er gefunden hat. Derartige Verzeichnisse, Bibliographien, sind durch die Arbeit des Government Printing Office in den Vereinigten Staaten tägliches Brot der Bevölkerung.

Mit seinen ungeheuren Finanzmitteln, finanziellen Mitteln, Vorrechten und seinem gut eingepflegten, vielgliedrigen und, was die Hauptache ist, arbeitenden Beamtenapparat und nicht zuletzt seiner Popularität greift das Government Printing Office alle neuen, wissenschaftlichen Ergebnisse auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens an, um sie an die Bevölkerung weiterzugeben. Von dem Umfang dieser Tätigkeit nach beiden Richtungen, dem Sammeln und Wiederausgeben, läßt sich überhaupt nur in Andeutungen sprechen. Was in den zahlreichen wissenschaftlichen Instituten der Vereinigten Staaten an Wissensstoff verarbeitet wird, sei es für die Landwirtschaft, Chemie, Luftschiffahrt, Fischerei, um nur irgend etwas herauszugreifen, alles wird vom Government Printing Office gesehen und herangeschleppt, nicht um aufgeschrieben zu werden, sondern seinen Dienst

für möglichst zahlreiche Menschen, für das ganze Volk zu tun. Wir hören in Berlin und Deutschland häufig etwas von amerikanischen Kommissionen. Sehr bekannt geworden ist vor dem Kriege die Taft-Kommission, die sich in Deutschland der Erforschung des landwirtschaftlichen Darlehenswesens widmete; nach dem Kriege gab es Kommissionen amerikanischer Städte, wie Chicago, die in Berlin, aber auch in London und Paris, die Untergrundbahnen studierten oder Müllerbekennungsrichtungen besuchten oder das Feuerlöswesen, den Kampf gegen das Verbrechen, Verkehrsregelung oder irgend etwas ähnliches studierten. Alle Arbeit dieser Kommissionen vollzieht sich auch unter dem geistigen Auge des Government Printing Office. Die Kommissionsberichte finden sicher ihren Weg in den Vorkomplex dieser Staatsdruckerlei, die über 14000 Acres Raum bedeckt. Und die 2½ Milliarden Drucktypen und 170000 Druckformen dieser größten Druckerlei der Erde stehen ebenso leicht in dem Dienst für die Beobachtungsergebnisse von Kommunalabteilungen wie für die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungsreisen oder wichtiger, allgemein interessierender Konsultations- und Gesundheitsberichte.

Jährlich verarbeitet das Government Printing Office für 54 Millionen Dollar Papier. Es vermodert aber nicht in hohen Regalen, sondern findet seinen Weg ins ganze Volk. Die Vereinigten Staaten sind überzogen von einem verhältnismäßig dichten Netz von Bibliotheken, deren Benutzung denkbar bequem und einfach ist. Jede dieser Bibliotheken verfügt auch über die Kataloge des Government Printing Office. Diese Kataloge sind keine feinen Wälder. Der gesamte Stoff ist vielmehr so stark aufgeteilt, daß über jedes Sondergebiet nur eine schmale, vielleicht zwanzig Seiten starke Broschüre Auskunft gibt. Hinter alphabetisch geordneten Schlagwörtern findet man dann Titel und Verfasser von Büchern oder Schriften und dahinter eine Nummer und eine Preisangabe. Schreibt man eine Postkarte mit einer Katalognummer an das Government Printing Office, so erhält man gegen Zahlung des Preises, oder auch ohne Bezahlung, das gewünschte Buch. Da ist zum Beispiel eine Mutter, die sich gern über die zweidmähligste Ernährung ihres Kindes unterrichten möchte. Unter „Kindern“ (Kinder) findet sie sicher eine Schrift: „Wie soll ich mein Kind ernähren.“ Aber wenn sie als junge Hausfrau nicht weiß, wie sie Fleisch bereiten soll, trifft sie unter dem Schlagwort „Meat“ ganz sicher auf Schriften wie: „Die beste und billigste Art, Fleisch zuzubereiten.“ Der Farmer, der in irgendeinem Winkel des Staates vom Weisbau zur Züchtung übergehen möchte, wird in dem Katalog unbedingt etwas Passendes entdecken. Der Wissenschaftler, der sich über Einzelheiten der buddhistischen Religion unterrichten will, der Chemiker, der den Stand der Radiumforschung feststellen möchte, der Industrielle, der eine moderne Fabrik errichten will, der Großkaufmann, der Möglichkeiten des Absatzes seiner Erzeugnisse in Südamerika studieren möchte, sie alle können durch den Katalog und die billige Lieferung des Government Printing Office — natürlich zum Selbstkostenpreis — auf ihre Rechnung. Für jeden liegen die Quellen des Wissens ganz frei und offen. Das Government Printing Office sorgt in jeder Sekunde für frischen Trunk, bringt dieses, nicht nur jeden etwas, sondern alles, was er haben muß.

Das Institut arbeitet bereits seit 1861, aber nachgemacht ist es noch in keinem Lande. In den Vereinigten Staaten drängen sich die Ministerien und anderen Behörden danach, durch das Government Printing Office mit dem Volke in Fühlung zu kommen, um zu zeigen, was sie leisten, nicht etwa an der Bedeutung von Menschen mit einem gleichgültigen Inhalt, sondern für die Förderung des wirklichen Lebens. In Deutschland gibt es so etwas nicht. Dafür aber haben wir in Deutschland kostspielige Einrichtungen anderer Art, die wenig Nutzen bringen.

I. I.

Es brauchen uns nicht zu sehen, wie wir in Clowntostimen herumlaufen, sondern sollen dahin gehen, wo wir arbeiten und schönere sind.

Doch muß anerkannt werden, daß in Schreiberhau nicht viel von Orgien zu bemerken ist. Keine Nistörube, kein Ball geplant. An den Säulen war nur die Aufführung des beliebten Dramas „Wem juckt der Kopf“ angeflötigt; und dagegen ist nichts einzutreiben, denn ganz ohne geistige Anregung kann man auch nicht leben.

\* \* \*

Die getränkten Jagzbandtänzer von Krummhübel.

In dem am vorigen Sonnabend hier veröffentlichten Artikel Victor Auburtins war auf das unpassende Treiben gewisser sogenannter Sportleute in einigen großen Hotels Krummhübel hingewiesen worden. Dieses Benehmen, das in der jetzigen ersten Zeit bei allen rechtstehenden Zuschauern Anstoß erregen mußte, hat inzwischen auch die Behörden veranlaßt, einzugreifen. Die Jagzbandtänzer selbst scheinen noch nicht eingesehen zu haben, welche schlechte Rolle sie spielen, denn sie finden uns ein von ihrem Unterschreiben beglücktes flammendes Profeschreiben, in dem sie uns auch mitteilen, daß sie zur Strafe auf die Bekläre des „Berliner Tageblatts“ verzichtet wollen. Wir überlassen den Herrschaften gern die Wahl ihrer geistigen Nahrung. Um zu beweisen, daß sie doch innerlich etwas von dem Ernst des Lebens verstanden haben, überlassen sie uns für die Beklären im Kaufgebiet die Summe von 222500 Mark, die sie gesammelt haben. Dieses Sühnegeld werden wir mit großem Vergnügen seiner Bestimmung zuführen.

Verkehrseinschränkungen auf der Reichsbahn.

Zur Kohlenetparnis.

Der Personenzugsverkehr der Reichsbahn soll in nächster Zeit um insgesamt 10 bis 20 Prozent eingeschränkt werden. Die Einschränkungen erfolgen zum Teil sofort, zum Teil von Mitte nächster Woche ab. Wenn auch die Dienstleistungen der Reichsbahn zurzeit noch günstig ist (Vorrat für etwa 40 Tage), so müssen doch bei der Ungewißheit der Weiterlieferung von Kohlen in das nächstgelegte Gebiet die Ersparnismaßnahmen sofort eintreten. Die Einschränkungen erfolgen auf Grund von Plänen, die die Reichsbahndirektion nach den örtlichen Verhältnissen aufgestellt haben. Dabei ist auf die Bedeutung des Berufs, Arbeiter- und des übrigen lebensnotwendigen Verkehrs, besonders auch der Post sowie von Milch in Personenzügen Rücksicht genommen. Die Unbequemlichkeiten, die aus den Einschränkungen bei dem zurzeit sehr starken Personenzugverkehr entstehen sollten müssen in den Kauf genommen werden.

Im Berliner Stadt-, Ring- und Vorortverkehr tritt keine Einschränkung ein.

An die Dichterfreunde.

Zu Artikel „Die Worte im Künstlercafé“ („Berliner Tageblatt“ Nr. 576) ist von mir angeregt worden, daß der Schriftsteller seine handschriftlichen, kleinen Manuskripte ausstellen sollte, gleich dem bildenden Künstler, dem jede Wand im öffentlichen oder Privathause zum Aufzeigen seiner Werke dienbar gemacht werden kann.

Die Anregung, die einen beinahe unerhörten Bruch mit der traditionellen Verfassung bedeutet, hat ein vielfaches zuckermendes Echo gefunden — und auch vielfache Fragen. Ich will nur zwei beantworten, auf die es ankommt: „Sind das Wort des bildenden Künstlers nicht den Blick auf das Ganze, und muß dagegen das Manuskript des Schriftstellers, soll es gekauft werden, nicht erst in allen seinen Teilen durchgesehen werden?“

Ich antworte darauf: Sie glauben das Wort des bildenden Künstlers mit einem Bild zu ersetzen, in Wahrheit lesen Sie Zug für Zug, prüfen Sie Linie für Linie, Farbe für Farbe — und lernen Sie es, bitte, mit dem letzten Manuskript des Schriftstellers ebenso zu verfahren. Sie können doch alle lesen und schreiben, und Sie haben sich trotzdem und gerade deswegen von dem Dichter und Schriftsteller viel mehr entfernt als vom bildenden Künstler. Sie haben nicht die kleine, leise Scheu, die Distanz empfunden, die zwischen Dichter und Empfänger liegt. Der Dichter ist durch den Druck und so nahe gebracht, daß wir ihn oft gar nicht mehr beachten. Das Wort eines Dichters ist aber genau so nahe und genau so fern wie die Linie eines Malers und Bildhauers.

Dann sprach ich von der „Handschrift“ des Künstlers — und das ist die zweite Frage. Die Handschrift ist das eigentliche ins Auge Springende des Künstlers — und des Dichters. Das ist die Technik der Linie — und des Wortes.

Das ist die Kraft des bildenden Künstlers, und das ist die Kraft des Wortes.

Und diese Kraft, diesen Rhythmus, diesen Klang vernimmt man beim kurzen Lesen des Bildes genau wie beim kurzen Lesen eines Gedichtes. Eine Linie, ein Vers, ein Wort, ein Maß erfüllt ihn.

Es gilt, diese Distanz zwischen dem Manuskript des Dichters und dem Publikum nicht näher, sondern ferner zu legen. Sie war ja nahe durch Kenntnis des Handwerks, des Buchstabens, des Wortes. Die Ferne war es, was ihn reizte, anog, die Nähe war es, was ihn oft abließ, fern hielt vom Dichter. Um Grunde aber hat das Wort im Manuskript eine Kraft und ein Leben, daß das gedruckte Wort neben ihm wie tot erscheint. Dies wollte ich aufzeigen. Und dies wird auf der ersten Ausstellung von Manuskripten sprechen. Eine Dame, Frau Margarete Schurz, hat sich in Verbindung mit einem altangesehenen Buch- und Verlagshaus bereit erklärt, den ersten Versuch zu tun. Mögen sich noch mehr melden. Die Schriftsteller und Dichter werden nicht fehlen.

Maurus.

Verantwortlicher Redakteur: Dr. Erich Müll, Charlottenburg.